Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 23 (1939)

Heft: 5-6

Artikel: Akademikerdeutsch

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419824

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und was für eine "Uschtelig" gemeint sei, merkt wohl jeder aus dem Zusammenhang. Aber "Landi" bezeichnet die Ausstellung doch als Landesausstellung, also etwas bestimmter, ist etwas eigenartiger und darum für etwas Eigenartiges geeignet und bei mäßiger Verwendung wohl zu dulden, mit

Geschmack verwendet sogar schriftdeutsch.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. In der Tat wurde das Schweizergemüt etwas beschattet von den Erzeugnissen der "Landimode", die sich schon vor der Er= öffnung in den Zürcher Schaufenstern vorstellten. Über solche "Kitschblüten" berichtet R. B. in der N. 3. 3. (Mr. 912, 21. 5. 39): "Damenhüte mit rotweißen Bändern, Damenhüte mit blauweißen Bändern, Damenhüte mit Zürcher= wappen und Schweizerkreuz oben auf der "Gupfe". -Schwarze Toggenburger Sennenkostüme mit rotpassepoilierter Samtjacke, ,Schwizerli' genannt. Dazu — selbstverständlich auf modischem Dauerwellen-Lockenkopf — das typische, mit Alpenblumen und Schweizerkreuz bestickte Hirtenkäppli. Und an den Füßen hochelegante, rotweiße Schuhe. — Gelten laffen kann man von der ganzen neuen Landimode höchstens die bunten Ropftücher mit den Kantonswappen. Derartige Baumwolldrucke hat es immer gegeben. — Doch Hüte mit Rantons= und Landeswappen, die zur Damenkonfektion umgekrempelt werden, verlegen nicht nur unfern guten Ge= schmack, sie beleidigen auch das teure Banner der Heimat". Das hat mit Sprache nichts zu tun, aber mit unserm Volks= tum, mit dem man nicht so spielen sollte.

Ein Schatten liegt auch schon auf dem offiziellen Festmarsch "Iwischen Rhone und Rhein" des Gensers Martin. Die Bearbeitung für Orchester findet entschiedene Ablehnung, die für Blasinstrumente wird geradezu als "untragbar" dezeichnet; der Marsch sei denn auch, lesen wir, bereits vom Festplan der Gesamtaufführung des Eidg. Musikvereins vom 12./13. Weinmonat abgesetz. Wenn der Grund sür diese Ablehnung wirklich, wie der "Bolksfreund" berichtet, in der "französsischen Couleur" liegt, ist das eine erfreuliche Regung unseres Bolkstums (der Marsch kann ja leicht umgetaust werden in "Iwischen Rhone und Seine").

Um 4. Mai wurde das aus der alten (d. h. zweitältesten) Tonhalle umgebaute neue Kongreßhaus eröffnet. Da die Schweiz das klassische Land des Gastwirtschaftswesens ist, muß es darin eine "urchig schweizerische Beiz" geben, nicht wahr? So ist es auch; besonders unwiderstehlich lockt die Söhne Tells in der Ausschreibung die "Roofgarden-Terrasse", der (oder die oder das) "Cocktail-Lounge" und die "Foner-Bar". (Es wird höchste Zeit, daß in unsern Volksschulen das Hoch= deutsche erset wird durch das Englische). "Roof" heißt Dach; ein Dachgarten ist aber etwas wie eine Terrasse; damit die Leute das merken, schreibt man's grad hin. Daß man "Cocktail" nicht wörtlich mit "Güggelschwanz" wiedergeben darf, sondern "kultürlich" etwa mit "Edelschnapsmischmasch" erklä= ren muß, solche Renntnis gehört doch heute zur geistigen Lan= desverteidigung. Das Zeitwort "lounge" (sprich laundsch) be= zeichnet das müßige Herumgehen oder Faulenzen, das gleich= lautende Dingwort auch die Stätte solcher ersprießlichen Tätigkeit, für die natürlich ein besonderer Raum geschaffen werden mußte, damit nicht alle Leute die Lungerer sehen ("Lungern" hat aber lautgeschichtlich leider nichts mit "lounge" zu tun). Wenn Schweizer da überhaupt Zutritt haben, dann sicher nur "bessere", solche, die Anmut und Würde (Cocktail und Lounge!) zu verbinden und das Angenehme mit dem Müglichen zu verknüpfen wissen. Die Foper=Bar aber mutet schon fast heimelig an; denn "Bars" in diesem Sinne gibt es bei uns schon etwa so lange wie "Tea Rooms", also schon bald 30 Jahre. Im "Foger-Ronzert" kann natürlich nicht etwa die "Ländlerkapelle Stocker Sepp" mit irgend einem

Singvreneli auftreten; darum heißt die Hauskapelle denn auch "Orchester Juan Llossas mit Elena Lauri". Alles echt schweizerisch!

Noch besser hat das schweizerische Bolkstum aber der Leiter des Zürcher Corso-Theaters (so heißt unfer Edel= tingeltangel) verstanden. Er kam auf den vaterländischen Gedanken, als "Große Revue der LU", wie er, rechtlich zwar völlig unberechtigt, ausschrieb, aus Paris ein paar Duzend Tanzbeine, natürlich weiblich-zarte, kommen zu lassen, die zusammen die Rulturvereinigung "Folies Bergere" bilden. Das europäische Gleichgewicht und die integrale schweize= rische Neutralität stellte ein anderer Apollopriester wieder her, indem er "Wien bei Nacht" vorführte. Man konnte sich also schon außerhalb der "Landi" schützen vor einer allzu engherzigen Auffassung des Schweizertums. Doch wäre das eigentlich gar nicht nötig gewesen, denn in der Aus= stellung selbst gibt es ein Vergnügungs="Palais" (so heißt die Kilbibude echt volkstümlich), wo neben urchigem "Dancing" die "16 Gordon Ray Girls" in Vetrieb sind. Das hatte aber den politischen Vorteil, daß wenigstens eine Zeitlang in Zürich neben französischen und deutschen Mädel= beinen auch englische zu sehen waren und immer noch das Feld behaupten; so kann sich weder Deutsch noch Welsch über Parteilichkeit beklagen. Da Girl (d. h. Mädchen) bereits zum deutschen, ja sogar zum schweizerdeutschen Wortschatz gehört, erlauben wir uns, den allfällig rückständigen Eidgenoffen mitzuteilen, daß das Wort (sprich Göörl mit offenem ö und ganz, ganz schwachem r) wahrscheinlich eine Verkleinerungs= form ist zu deutsch "Göre", was etwa unserm "Gof" ent= fpricht, und lautlich verwandt ist mit schweizerdeutsch "Gurre, Gürrli", das zunächst Stute, dann aber auch liederliches Frauenzimmer u. ä. bedeutet. "Gordon Ray" wird der Name des Unternehmers sein; er sagt uns zwar gar nichts, aber daß die Gordon Ray Girls mehr find als etwa das weibliche Gegenstück zu den "Moserbuebe", fühlen wir gerade deshalb.

Damit haben wir "im Geiste" bereits einen Blick in die Ausstellung selbst geworsen. Also gehen wir endlich hinein. Wir haben natürlich eine "Dauerkarte". Dieses Wort hat man wohl zum erstennal an der Berner Ausstellung gehört. Merkwürdig und erfreulich, daß damals und sogar heute noch niemand Anstoß genommen hat daran; es ist ja doch deutsch und bedeutet, was sonst "Abonnement" heißt. Natürlich könnte es auch ein Eisenbahnabonnement bezeichenen, aber dasür ist es zu spät gekommen. Damit treten wir ein. Aber davon erst das nächste Mal!

Akademikerdeutsch.

In der von der Studentenschaft der Zürcher Universität und der E. T. H. gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift "Zürcher Student" finde ich folgende Musterbeispiele deutschen Stils:

- 1) "Hätte ich mich nicht selbst auslachen müssen, wenn ich wie Kommilitone Weinmann mich interpretiert hat hätte das Rezept geben wollen, mit nackter Bruft sich an der Grenze dem erstbesten Gasangriff entsgegenzuwersen?"
- 2) Weite Kreise aber betrachten den Umzug (am Dies acas demicus) als unwillkürlicher Ausbruch (so!) der studentischen Geisteswelt . . ."
 "Zürcher Student", Nr. 2, Mai 1937
- 3) "Ja, mein Lieber, ich glaube, diese Spätin wäre aufgeweckt genug und mie che den nächsten Bolizisten aufmerksam; "Jürcher Student", Nr. 2, Mai 1937.

Bu 1) Niemand "interpretiert" mich, sondern höchstens meine Worte. Hätte der Schreiber das gut deutsche Wort

"auslegen" statt "interpretieren" gebraucht, so wäre ihm wahr=

scheinlich der Fehler nicht begegnet.

Ju 2) Wenn der alte Feldmarschall Wrangel und der Maler Liebermann regelmäßig "mir" und "mich" verwechselten, so konnten sie sich als Entschuldigung für diese Berliner Liederslichkeit immerhin auf ihre militärischen und künstlerischen Leistungen berusen. Wenn aber ein deutschschweizerischer Student den Werfall und den Wenfall durcheinanderwirft, so gibt es dafür keine Entschuldigung, sondern nur eine Erklärung: mangelhafte Volksschuldildung.

Ju 3) Wer die Möglichkeitsform von "machen" nicht zu bilden vermag, täte besser, nochmals die Primarschule zu besuchen, statt auf Rosten seines Vaters die Bänke der

Sochschule zu drücken.

Aus dem Idiotikon.

117. Heft (Fortsetzung) Huber & Co., Frauenfeld.

Stuche hieß früher allgemein das Ropftuch der Frauen; es konnte weiß oder farbig sein. So hieß auch dünne, seine Leinwand, und insofern sie weiß war, eignete sie sich zur Bezeichnung der Blässe; daher wird man in ostschweizerischen Gegenden, auch wo keine Ropftücher mehr getragen werden, immer noch "stuchebleich". Das Zeitwort stuche beseutet: solche Tücher weben oder etwas damit bekleiden, daneben aber auch stoßen, insbesondere Eisenstangen stumpf oder kürzer schmieden, dann überhaupt verkürzen; bei Huggensberger nimmt einer an einem Jungen Rache dafür, daß ihm der Alte "vor Jor und Tag anere Chilbi . . . en füffränkige Goggshuet g'stucht het". Mit der Bedeutung stoßen wird Gstuchel und Gstüchel verwandt sein, z. B. "das Chinders

gstüchel i de Laube" (v. Grenerz).

Zeitgemäß mutet die Stelle aus einer Urkunde des 18. Jahrhunderts an: "Wann die Herren Jesuiten im Land, so kommen fremde Studenten auf Schweiz zu studieren und bringen Geld ins Land". Aus dem Zürcher Unterland wird der Spruch berichtet: "Die lustigste Studente gend die beste Pfarrer". Schon der Luzerner Pfarrer Ineichen sagte (um 1800): "Wie schlimmer Student, wie frümmer Pfaff". Die Volksphantasie traut sogar den Tieren zu, daß sie studieren können, z. B. dem Kanali=(Kardinal=)vogel, "wenn er das Vorgepfissene oder Vorgeorgelte schwach nachahmt, indem er abwechselnd das Röpfchen hin und her bewegt" (so berichtet der Appenzeller Tobler), oder einem müden Pferde, das den Ropf hangen läßt (Aargau), einem Stier, der mit un= beweglichem Ropfe dasteht (Mosnang), einer Ruh vor "ufrefigem" (nicht schmackhaftem) Heu. Bei Reinhart hockt ein liebeskranker Bursche hinter dem Taubenschlag, "studiert und macht Kalender". Im Aargau antwortet einer auf die Frage: "Was studierst?": "Halbbatze, aber sie wend nid rund werde". Gin St. Galler Oberländer erklärt: "Me fait al, d's Studiere chosti vil Gelt; d's Nitstudiere aber chostet me". Neben dem lateinischen Wort Studium, das mundartlich auch vorkommt (in Uri als Studi, in Nidwalden als Stuidi) hat fich die Mundart das Wort Studierig geschaffen; der Bater schickte früher seinen Sohn "i d'Studierig" und wartete, bis er wieder "ab" oder "vo der Studierig"

Stildeli und Stildi sind im Emmental beliebte Kurzformen für Christine, über deren verschiedenen Gefühlswert
die Gotthelfstelle ausklärt: "Sie (die Großmutter) war
eine rüstige Frau, aber zehn Beine und zwanzig Urme
hatte sie doch nicht; sie rief daher: Stüdeli! Lisebetli! Bäbeli!, dann Stüdi, Lisebet, Bäbi!" Noch etwas weniger
zärtlich ist dann Stüdle.

Vom Büchertisch.

Josef Reinhart, Lehrzyt=Gschichten und Bilder us mym Läbe. Verlag von A. Francke, Bern 1938. 7 Fr.

Es sei eine Schande, meinte ein Entrüsteter im Rampf= getümmel, daß es Schweizer gebe, die ein französisches Buch leichter lesen als ein in Mundart geschriebenes. Ich be= kenne, daß das neben tausend andern mich mit trifft. Ich lese selten Mundartbücher, komme darin zu langsam vorwärts. Einmal wieder habe ich nach einem folchen gegriffen, und nun kann ich es nicht laffen, meiner Freude über diefe prächtige Leistung schweizerdeutscher Kunft Ausdruck zu geben, und dem Bedürfnis, andere auf Reinharts Buch hinzu= weisen. Nicht weil es besprochen werden mußte und ich das "übernommen hätte", sondern rein nur weil ich nicht schwei= gen kann. hier haben wir gefunden Schweizergeift; Rein= hart erzählt aus den Erlebnissen eines Schulmeisters: ein wenig Kantonsschule und Seminar, ein wenig Dorfleben und Gesangverein, Alltagsschule mit Buben und Meitlenen, ländliches Theäterlen, Bereinsausflüge, angebrachter und unangebrachter Heimatschutz. Wir hören von Fahnen, Wettsingen, Proben im Wirtshaus, von schläfrigen Schulftunden am Tag nach allzulangem Hocken, von unwillkommenen Inspektionen zu ungelegener Zeit, von gefährlichen Wirts= töchtern und erquickend braven armen Mädchen. Es ist nicht die Dorswelt des Pfarrers von Lügelflüh, wir sind unter Arbeitern einer Schuhfabrik, im katholischen Solothurn, bei fortschrittsfrohen Mannen der Uchtziger und Neunziger Jahre, — und es ist doch wieder das Bolk des großen Berners, unfer Bolk, hinter deffen mancherlei kleinen Menschlichkeiten eine achtbare Gediegenheit zu sehen ift und immer wieder hervorbricht. Humor und Schalkhaftigkeit des Erzählers sind ebenso frei von Geschmacklosigkeiten und ge= suchtem Witz, wie die Vorführung von Armut, Leiden, Krank= heit, Unglücksfall, Sterben, echter Frömmigkeit frei von aller unechten Gefühligkeit. Was aber fast am meisten erfreut, ist die Echtheit der Sprache. So reden sie wirklich, die Leute am Fuß des Juras. Die Derbheit geht nirgends bis zur — unserm Volk doch auch nicht fremden — Unflätig= keit, die Schlichtheit wirkt nie trivial. Die Bergleiche und Bilder sind köstlich; Wörter lese ich, die mich um 50 Jahre Burück, in die Rindheit und Schülerzeit, versetzen, weil ich sie seither nicht mehr gehört, aber sofort in ihrer heimeligen Urechtheit wieder erkenne. Man muß das Volk, das man so reden hört, so keck und so schamhaft, lieb haben. Gerade dieses Bolk der Solothurner, das da so zwischen den "richtigen", den "guten" Kantonen drin steckt und nicht leicht in seiner Eigenart so recht erkannt und gewürdigt wird. Das ist das schöne Los eines echten Rünftlers, daß er Deuter seines Volkes sein darf. Ed. Blocher.

Paul Lang, Balladenbuch für Schweizer Schulen. 148 Seiten, geb. 2 Fr. 90 Rp. Berlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.

Ferdinand Avenarius' köstliches Balladenbuch ist längst vergrifsen; andere Sammlungen sind es auch oder sie sind nach Grundsätzen umgearbeitet worden, die nicht mehr die unsern sein können. Darum sind wir dankbar sür diese billige schweizerische Sammlung, die von den lieben alten Bekannten sast alle enthält — von der Lenore über den Erlkönig und die Bürgschaft zum Glück von Sdenshall. Fast ein Biertel sind schweizerisches Erzeugnis, davon sünf in Mundart; die Auswahl ist also gut vaterländisch, aber in vernünstigem Maße, nach dem Inhalt in Gruppen geordnet. Für Schule und Haus sehr zu empsehlen. (Nur 2 Fr. 90 Rp.!)